

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 46

Artikel: Modetorheiten im Urwald
Autor: Thurow, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

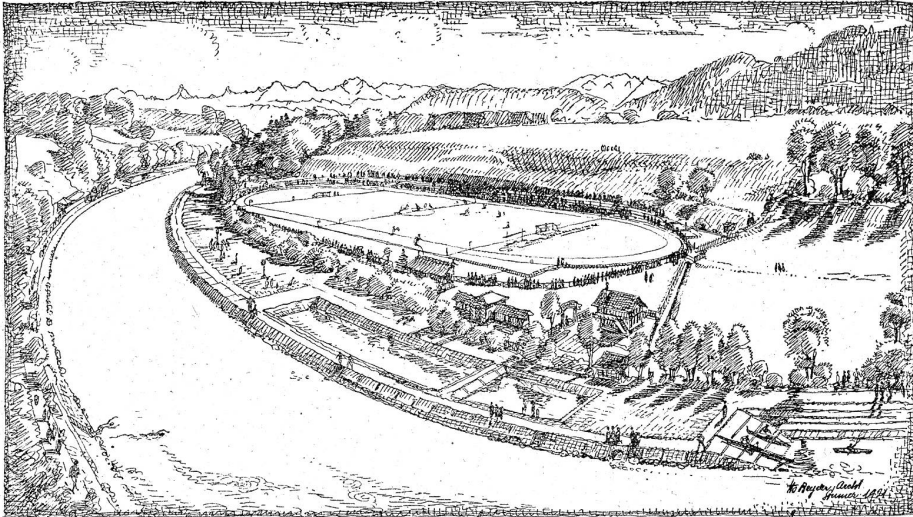
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DER SPORT- & SPIELPLATZ DER GYMNASIENGESELLSCHAFT IN BERN

bisherige zeitlich und räumlich begrenzte Übungsfeld im Schwellenmätteli bald mit dem neuen Sportplatz im Eichholz vertauscht werden kann. Es darf als ein schönes Zeichen von Wagemut bezeichnet werden, daß die Gymnastische Gesellschaft Bern das vaterländische Werk, das einen vorläufigen Aufwand von mindestens Fr. 30,000 erheischt, trotz schwerer Zeit an die Hand genommen hat. Ein weiterer Lichtblick in diesem Zusammenhang ist der, daß dessen Vollendung auch vielen Arbeitslosen Betätigung sichert. Auch aus diesem Grunde verdient die finanzielle Förderung der großzügigen Sportanlage die Aufmerksamkeit aller derjenigen, denen das gegenwärtige sowie zukünftige Wohl ihrer Mitbürger am Herzen liegt. Dank dem Wohlwollen der Behörden und anderer Kreise sind von den erforderlichen Fr. 30,000 bis heute Fr. 20,000 aufgebracht worden. Für die gezeichneten Beiträge werden entweder auf dem Terrain hypothekarisch sichergestellte Schuldbriefe oder aber — für die kleineren Beiträge — unverzinsliche und unkündbare Anteilsscheine zu Fr. 50 ausgegeben. Solche Verpflichtungs- sowie Zeichnungsscheine liegen im Offiziellen Verkehrsbureau Bern auf, in dessen Fensterauslage zurzeit eine Ansicht des Sportplatzes ausgestellt ist, die einen guten Begriff von seiner wunderbaren Lage am Aareufer gibt. Direkte Einzahlungen können auch auf Postcheck. G. G. B. Sportplatz Eichholz III/4016 erfolgen. St.

Modetorheiten im Urwald.

Wenn man von Extravaganzen und Narreteien der Mode hört, denkt man unwillkürlich zunächst an gewisse Großstadtdämchen, die im Verein mit erfinderischen Befleckungskünstlern den Toilettengeschmack der Mehrzahl aller braven Frauen verderben. Indessen grassiert die Modetorheit überall, auch in den entlegensten Teilen der Welt. Sie bringt es zum Beispiel mit sich, daß von alters her die Chinesinnen durch zu enges Schuhwerk ihre Füße verkrüppeln und daß die Botokuden in Brasilien ihre Unterlippe durch ein Stück Holz verlängern, welches einem wahren Faßpund gleicht, woher denn auch ihr aus dem Portugiesischen stammender Name (Botoque = Faßhahn) kommt. Eine reichhaltige Musterkarte von Auswüchsen der Mode läßt sich auch auf Grund der Berichte von Afrikareisenden zusammenstellen und mit den Besonderlichkeiten in der Tracht unserer schwarzen Mitschwester, namentlich soweit es sich um die Urwaldbewohner des äquatorialen Afrika handelt, wollen wir uns hier kurz beschäftigen.

Eine schwarze Schöne hat im allgemeinen nicht viel anzuziehen, aber die Herstellung der Toilette nimmt weit mehr Zeit in Anspruch, als die mangelhafte Kleidung vermuten ließe. Die größte Sorgfalt wird, ganz ähnlich wie bei unseren Modedamen, auf die Anfertigung einer möglichst

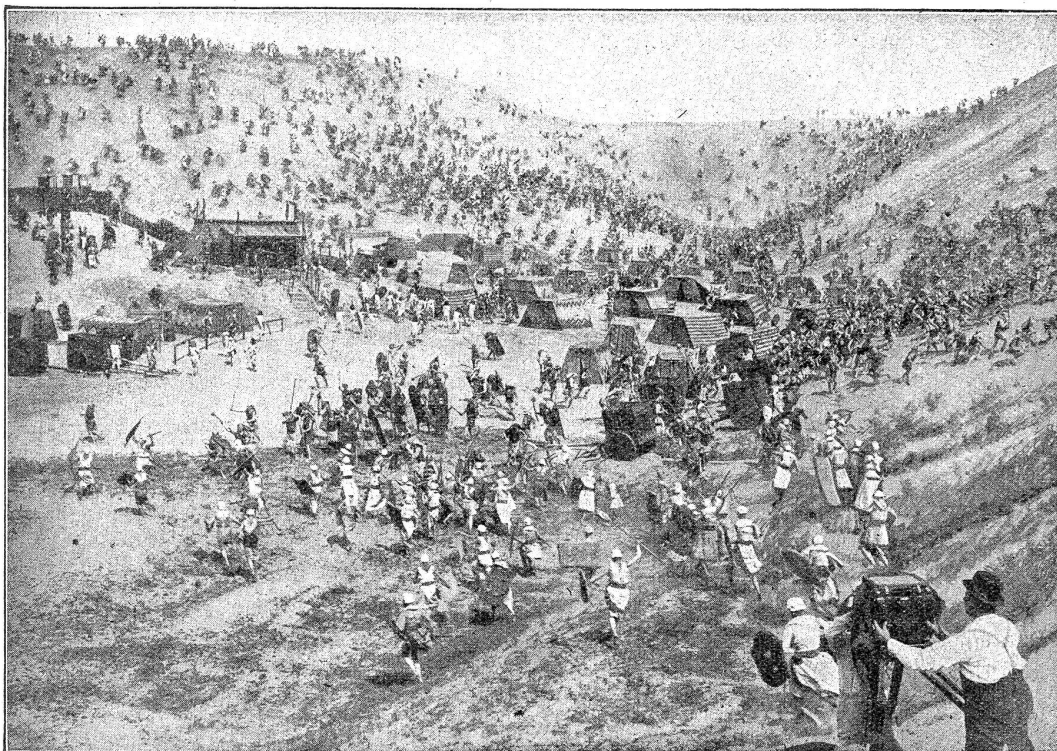
„dicken“ Haarfrisur verwendet. Dr. Arnold Schulz, einer der Teilnehmer der wissenschaftlichen Expedition des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg, fand bei den Stämmen der Lule und N'hem Weiberfrisuren, die alles früher Gesehene in den Schatten stellten. Es handelte sich, schreibt er, um wahre Kunstbauten aus Rotangflößen, falschen Haaren, Pflanzenfasern und einer ansehnlichen und gewichtigen Menge von Fremdkörpern, wie Perlen, Knöpfen usw., die mit dem natürlichen Haar zusammen zu einem architektonischen Ganzen verarbeitet wurden. In mancher Beziehung seien die Trägerinnen solcher Frisuren nicht zu beneiden, denn das nirgends fehlende Ungezieser finde in den letzteren einen sicheren Unterschlupf, auch müßten die betreffenden Frauen behufs Schonung der so mühevoll, oft durch wochenlange Tätigkeit vollendeten Haartracht nachts mit dem Hals auf der Bettkante ruhen, was sie aber in ihrer kindlichen Eitelkeit gerne auf sich nahmen.

Um den Leib tragen die Frauen und Mädchen der meisten Negervölker Zentralafrikas einen kurzen Lendenschurz, der entweder aus dünnen Katunsezen oder aus einem Gewebe von Pflanzenfasern, vielfach auch aus einem Grasvorhang besteht. Als Schmuckgegenstände sind vor allem jene billigen weißen und blauen Glasperlen beliebt, die von Europa eingeführt werden und die, wie schon zu Burtons und Livingstones Zeiten, auch heute noch ein sehr kurantes Tausch- und Handelsobjekt bilden. Außerdem werden vielfach Messingspangen und ebenfalls aus Messing gearbeitete Weinspiralen getragen, namentlich von solchen Frauen, die als Favoritinnen der Häuptlinge oder Dorfkönige einen etwas höheren Rang einnehmen. Ringe und Holzplöcke, in den Ohrenlappchen oder der Nasenwand befestigt, werden ebenfalls als reiz erhöhende Anhängel betrachtet. Bei gewissen Negervölkern, wie den Mangbettu (von Schweinfurth Mombuttu genannt), die zwischen den Stromgebieten des Kongo und des Nil wohnen, tritt in Bezug auf die Anordnung und Verwendung all dieser Trachtartikel schon ein etwas gewählterer Geschmack zutage. Nach Dr. Schubok, einem weiteren Teilnehmer der oben genannten Afrika-Expedition, die in den Jahren 1910—1911 stattfand, müssen die Mangbettufrauen, wenigstens die vornehmeren, auch nach unseren Begriffen als gepflegte Damen gelten. Sie waschen sich täglich mehrmals von Kopf bis zu Füßen, am liebsten mit warmem Wasser, wobei sie auch die Seife nicht scheuen, sofern sie durch die Gunst eines Reisenden in den Besitz eines solchen Toiletteartikels gelangen. Im Gegensatz zu den Männern lieben sie es auch, den Körper zu bemalen, und zwar mit dem schwarzen Saft der Gardeniafrucht; andererseits wissen sie in der Tracht von Schmuckgegenständen Maß zu halten. Schubok fand bei ihnen in der Herstellung aewisser Schürzen und Strohhüte — letztere von den Männern getragen — eine ganz bedeutende Kunstfertigkeit, die sich in einer erstaunlichen Variation von Mustern und Detailausführungen befand. Und dabei handelt es sich um einen ausgesprochenen Kannibalenstamm, dessen ursprüngliche Wildheit nur durch die harten Gesetze des belgischen Kongostaates einigermassen gebändigt wird.

Außerordentlich grotesk wirkt dagegen wiederum die Tracht der Bana-Weiber, die einem Negerstamm des südlichen Kamerungebietes angehören. Erschien schon die Haarfrisur dieser Frauen dem Verfasser Dr. Schulz sehr sonderbar, so noch mehr das einzige wirkliche Kleidungsstück, das sie trugen. Dieses bestand aus einer um die Hüfte getra-

genen Schnur, in die hinten ein herzförmig zurechtgeschnittenes, den Körperformen vollständig angepaßtes Blätterbüchel hineingesteckt war. Bei den unverheirateten Frauen endete dieses Büchel nach oben in ein mehr als meterlanges Stück Rotangrohr, das hahnenschweifartig vom Rücken der Trägerin abstand und, wenn diese ging, so posierlich wirkte, daß selbst die von der Küste stammenden schwarzen Begleiter des Reisenden bei dem gebotenen Anblick in unbändige Heiterkeit ausbrachen.

Diese Beispiele bizarrer und unsinniger Toilettenkünste der Negerrinnen ließen sich bis ins Unendliche vermehren. Sie zeigen, wenn man die betreffenden Illustrationen in den Reiseverfen zur Hand nimmt, daß jene Extravaganzen die natürlichen Reize der schwarzen Schönen kaum zu erhöhen vermögen, wenigstens nach unserm Dafürhalten nicht, ebenso wenig wie die körperlichen Vorzüge unserer weißen Damen durch ein Uebermaß an äußerlichem Schmuck und Firlefanz gewinnen. Aber werfen wir noch kurz einen Blick auf die Modetorheiten unter den schwarzen Herren der Schöpfung, den männlichen Negern. Auch diese fröhnen zum Teil sehr kuriosen Selbstverschönerungsgelüsten; ihrer viele tätowieren und bemalen sich; sie stehen in der Wunderlichkeit der Haarfrisuren den Weibern nicht viel nach und bekunden ebenfalls eine große Vorliebe für allerlei Gehänge aus Perlen oder Metallkugeln. Bei den Naka- und Aduma-Völkerschaften des französischen Kongo schmückten sich die Männer nach Dr. D. Lenz mit Leopardenzähnen. Die großen Eckzähne dieses Raubtiers werden an der Wurzel durchbohrt, auf eine Schnur gezogen und um den Hals gehängt. Eine bei vielen Negern beliebte Sitte besteht darin, die Kopf- und Barthaare strähnenartig zu kleinen Bündeln auszuflechten und in den Spitzen der einzelnen Zöpfe Glasperlen zu befestigen. An manchen Orten ist auch das Spitzfeilen der Zähne üblich, das sich ursprünglich aus dem Verlangen erklären soll, den Mann im Kriege kampffähiger zu machen. Ein möglichst imponierendes Aussehen suchen sich natürlich die in Amt und Würden stehenden Persönlichkeiten zu geben. Die Häuptlinge und Oberpriester, die sogenannten Dganga, die den Verkehr mit den Dämonen vermitteln, bedürfen zur Aufrüstung ihres äußeren Menschen aller möglichen, schreckeneinflößenden Mittel, wie Papageisern, Affenschwänze und Holzmasten. Manche Dorfkönige treten den Fremden in alten Uniformröden und blauen Brillen entgegen, Gegenständen, die sie natürlich erst durch die Vermittlung der Europäer erhielten. Es zeugt nicht gerade von gutem Geschmack der letzteren, daß sie, auf die kindische Puhlsucht dieser Negerspekulierenden, mit dem Verkauf solcher abgelegten Soldatenkleider noch einige neue Mißtöne in die bedenkliche Disharmonie der Trachtarten jener Stämme bringen. Auch hier gilt eben, daß nur derjenige richtig spekuliert, der auf die Dummheit und Eitelkeit seines Mitmenschen spekuliert — wäre dieser auch nur ein simpler Regerschulze. S. Thurow.



Eine ägyptische Feldschlacht in den Gosenen Bergen bei Berlin. — Photographische Aufnahme zu Filmzwecken.

Filmkunst.

Unter Verwendung von 6000 Filmstatisten und Arbeitslosen in der Tracht altägyptischer Krieger wurde von der europäischen Film-Allianz unter Leitung von Ernst Lubitsch in den Gosenen Bergen bei Berlin eine große Feldschlacht zu dem Film „Das Weib des Pharao“ gedreht. Die Spielenden wurden in 6 Dampfzügen mit Schleppern nach dem Spielort gebracht, auf der Fahrt von 30 Freizeuren eskortiert, bekleidet, mit Panzer und Spieß bewaffnet, so daß sie kriegsbereit als Altägypter sogleich bei der Landung in das nahe Schlachtental marschieren konnten, wo Architekten ein Feldlager im Stile jener Zeit vorbereitet hatten. Die Schlacht verlief aber nicht im Sinne altägyptischer Kriegskunst, sondern nahm einen sehr zeitgemäßen Verlauf. Die zum Spiel ausgewählten Arbeitslosen ließen sich von ihren weniger bevorzugten Kameraden aufheben und legten kurz vor den kurbelfertig vorbereiteten Aufnahmen programmwidrig die Schilder und Lanzen beiseite, wählten zum Entsetzen der am Kurbellasten stehenden Operateure in aller Gemütsruhe Ägypter-Räte und ließen sie zu den Unternehmern ziehen. Man wollte jetzt plötzlich ein höheres Taggeld. Was blieb den Regisseuren anderes übrig, als 6000 Menschen eine Zulage von 15 Mark pro Kopf zuzufichern. Kaum hatte aber die Schlacht begonnen und war von zehn Kurbellasten zum Teil vom Fesselballon aus gedreht, als ein neuer Ausstand in den Reihen der kämpfenden Ägypter ausbrach. Wieder wurden 25 Mark Zuschlag verlangt und von den in der Notlage befindlichen Filmleitern bewilligt.

Um den stillen Ozean.

Zum Zeichen der amerikanischen Weltbeherrschung ließ Präsident Harding einen Funkpruch an alle Welt ergehen, worin er die Völker begrüßte und seiner Freude Ausdruck gab, daß er ihre Vertreter in der amerikanischen Bundeshauptstadt versammeln dürfe, um über die Abrüstungsfrage zu verhandeln und drohende Kriegsgefahr zu beschwören. Man kann auch von Genf oder Münchenbuchsee aus die Funk-